

I. 217. (A.a.6.)

Margarete Rösch

Haslach i.K.

Als Achtjährige erlebt sie das Kriegsende in Staufen

*Margarete Rösch ist 1937 in Freiburg geboren und ist aufgewachsen in **Staufen**, wo sie das Kriegsende erlebt hat. 1943 wurde sie eingeschult. Sie musste in der Schule den Hitlergruß lernen und die schnelle Flucht in den Bunker üben. Sie erinnert sich an Kartoffelkäfer absammeln, Kräuter sammeln und „Kohleferien“. Aus dem Elsass kam ständiger Beschuss. Vater hörte Schweizer Radio Beromünster und sagte: „Es ist bald vorbei“. Eindrucksvolle und eindringliche Schilderung des Luftangriffs auf **Staufen** am **8. Februar 1945**: Flucht in den Keller, viele Häuser werden zerstört bei drei Angriffswellen, viele Tote, dicker Staub und brennende Häuser, Familie rettet sich in eine Waldhütte. Später Rückkehr nach **Staufen**. **23. April**: „D’Franzose komme!“, ging wie ein Lauffeuer durch den Ort. Der NS-Ortskommandant befahl die Sprengung der Brücke über den **Neumagen**. Keiner wusste, dass der Bürgermeister und ein Landwirt in der Nacht zuvor die Stadt schon „ohne Blutvergießen“ übergeben hatten. Die Franzosen erschießen am **23. April** die SS-Posten und überraschen die Brückenwache, reißen ihnen die brennenden Züandschnüre aus der Hand und nehmen Soldaten gefangen. Dann mussten alle Kirchenglocken läuten. Beim Einzug der Franzosen bekommen Kinder Brot und Schokolade. Frau Rösch sieht die ersten „schwarzen Menschen“.*

Meine Erlebnisse in der Endkriegs- und Nachkriegszeit 1940/45

1937 wurde ich in Freiburg geboren. Aufgewachsen bin ich als einziges Kind meiner Eltern in Stauden im Breisgau, wo mein Vater eine Glaserei hatte. Als Kleinkind ging ich in den Kindergarten. 1943 wurde ich in Staufen eingeschult.

In den beiden ersten Schuljahren hatten wir eine liebe Lehrerin. Sie musste mit uns immer und immer wieder den Hitlergruß exerzieren. Der rechte Arm wollte und wollte nie so hoch, wie er sollte.

Nebenbei lernten wir Lesen, Schreiben und Rechnen, so gut es die Zeit zuließ. Wir hatten noch andere Aufgaben, nämlich Trainieren für den Ernstfall des Krieges.

Im Schulhof hatten wir unter einem Erdhügel einen Bunker mit zwei Eingängen. Am ersten stand "Vogel" und am zweiten "Nest". Es gab öfters Sirenenalarm zur Probe und im Ernstfall. Dann mussten wir, alles liegend lassend, so schnell wie möglich in den Bunker rennen und hinsitzen. Entlang der Wände waren Bänke, der Boden war jedoch ständig voller Wasserlachen. Licht fiel durch die zwei Eingänge herein. Oft gab es an einem Morgen mehrmals Alarm. So gingen unsere Schulstunden vorbei.

Im Winter hatten wir öfters „Kohleferien“ mangels Heizmaterial. Im Sommer hieß es, Gläser mitbringen. Es ging in die freie Natur, um Kartoffelkäfer abzulesen. Dann mussten wir mit Körben anrücken. Also

wieder keine Schule, dafür aber Biologie pur, nämlich Kräuter sammeln, so Kamille, Spitz- und Breitwegerich, Schafgarbe usw. Alles mussten wir danach auf dem Schulspeicher zum Trocknen auslegen. Die nächste Aktion war das Sammeln von Eicheln und Bucheckern, alles für den Krieg bzw. die Soldaten.

So gingen die Schultage dahin. Das Schulhaus wurde auch einmal für längere Zeit als Lazarett für deutsche Soldaten benötigt. In dieser Zeit hatten wir keine Schule. Dann gab es wieder hitzefrei und anschließend große Ferien. Als wir in die 3. Schulklasse kamen, musste unsere geliebte Lehrerin die nachfolgenden Klassen übernehmen.

Der uns zugeordnete Lehrer war zum Kriegsdienst eingezogen. Also nahm man als Ersatz kurzerhand seine Ehefrau, die aber keinerlei pädagogische Ausbildung hatte. Aber das machte uns Kindern nichts aus. Wir konnten ja schon soweit lesen, schreiben und rechnen. Eine „Pisa-Studie“ hätte an uns eine wahre Freude gehabt, gemessen an den relativ wenigen Schulstunden, was wir schon alles konnten und wussten. Bei Sirenenalarm konnten wir gleich unterscheiden, ob es Alarm oder Entwarnung war. Wir waren also weiterhin beim Rennen in den Bunker.

Damals war es ja strengstens verboten, ausländische Rundfunksender zu hören. Immer abends zu bestimmten Zeiten mussten meine Mutter und ich mucksmäuschenstill, wenn meine Vater den Radiosender Beromünster (Schweiz) hörte. Er sprach darüber sehr wenig, war sehr ernst und sagte: „Es ist bald vorbei“.

Staufen lag unter ständigem Beschuss aus dem Elsass. Am Kirchturm waren Jahre später noch die Einschüsse aus Westen zu sehen. Man war nur noch am Rennen, wenn die Sirene des öfteren losging. Jeder rannte um sein Leben, meistens hinaus aus dem Städtle in die Rebberge oder in einen provisorischen Bunker, die in den Berg gegraben wurden. Hinzu kamen noch die ständigen Luftangriffe der Flugzeuge. Im November 1944 gab es den großen Luftangriff auf Freiburg, der bis Staufen zu hören war, besonders als im Schutz der Dunkelheit die so genannte "dicke Berta" aus dem Lorettoberg ausfuhr und zu feuern anfang. Auf dem Speicher hatten wir eine Mansarde, von wo aus man in Richtung Freiburg sah. Mein Vater war oben und sagte dann, dass sie auf Freiburg "brennende Christbäume" werfen. Als Kind dachte ich, das sei wohl was Schönes. Nur der Gesichtsausdruck meines Vaters sagte nichts Gutes.

Am 8. Februar 1945 kam auch der große Luftangriff auf Staufen. Der Morgen begann zunächst ruhig ohne Sirenengeheul. Meine Freundin holte mich ab. Sie musste kurz einkaufen gehen - wir hatten wieder einmal Kohleferien. Das Geschäft lag in der Hauptstraße, ein so genannter Tante-Emma-Laden. Die Inhaberin, eine nette Frau, bediente uns. Aber plötzlich ging's los. Um 11.15 Uhr Alarm. Nur waren die Flugzeuge schneller, die Alarmierung kam zu spät. Wir hatten nur einen Gedanken: Raus aus

dem Laden und schnell heim rennen. Uns rief noch ein Geschäftsmann zu: „Kommt herein!“, aber wir wollten nur heim.

Unser Weg ging über den Marktplatz von Staufen. Da waren wir plötzlich mittendrin im Angriff, nur noch Bordwaffenbeschuss der Flugzeuge links, rechts, vorne, hinten. Wir rannten mitten hindurch weiter, Gott sei Dank, ohne Treffer. Weit und breit war kein Mensch mehr zu sehen. Ich bin mir sicher, dass unsere Schutzengel bei uns waren. Zu Hause angelangt, gingen wir sofort in unseren Hausbunker. Der war bereits voll mit allen unseren Nachbarn und unseren beiden Katzen. Sie waren bei jedem Alarm die ersten, die rannten. Mein Vater hatte im Kellergang unseres Hauses einen Bunker aus zersägten und gespaltenen Eichenbrettern gebaut. Platz war dort für ca 20 Personen»

Am Ein- und Ausgang des Bunkers standen Eimer, Schaufeln, Pickel. Mein Vater bezog Posten am Eingang, unser einquartierter deutscher Soldat, der zufällig da war, hatte den Posten am Ausgang. Wäre auf unser Haus eine Bombe gefallen, wüsste ich nicht, ob die Eimer mit Sand etwas genützt hätten, auch das andere Material nicht. Das Häuflein mit Nachbarn bestand vorwiegend aus älteren, verängstigten Frauen und Männern, von denen schon die meisten den Krieg 1914/1918 miterlebt hatten. Da saßen alle und beteten. Draußen wurde der Lärm immer stärker.

Es kam ein unheimlicher Luftdruck, und plötzlich lief in der Werkstatt meines Vaters eine Maschine an. Mein Vater rannte hinaus und schaltete die Maschine aus. Nur hätte er nicht zu laufen brauchen, da der Strom dann ohnehin weg war. Vermutlich hatte der starke Luftdruck den Hebel in Bewegung gesetzt. An der Ausgangsseite war ein Fenster, das plötzlich dunkel und schwarz wurde. Staub drang ein. So etwa gegen 17 Uhr gab es Entwarnung. Wir überstanden drei schwere Angriffe, der erste um 11.15 Uhr, dann um 13.30 Uhr und um 15.30 Uhr. Wir hatten aber die Gewissheit, dass alle in unserem Bunker am Leben geblieben sind und dass unser Haus noch steht.

Vorsichtig wagten wir uns dann nach draußen. Mitten in der Straße war ein tiefer Bombenkrater. Da wo in der Nähe ein großes Wohnhaus stand, lagen nur noch Trümmer. Hinter unserem Haus waren zwei Häuser weg. Wir hatten, plötzlich freie Sicht.

Die meisten Menschen waren in Luftschutzbunkern, viele aber auch tot. Bevor wir bei Alarm in den Bunker rannten, mussten wir alle Fenster öffnen, da sonst durch den Luftdruck die Fensterscheiben zu Bruch gingen. Überall lag dann allerdings dicker Staub von den brennenden und eingestürzten Häusern. Die noch reihum verbliebenen Häuser hatten alle keine Scheiben mehr in den Fenstern, und es war ja schon die kalte Jahreszeit. Mein Vater hatte dann überreichlich Arbeit. Überall mussten wieder Scheiben und Fenster eingesetzt werden.

An diesem 8« Februar abends wurde alles Wichtige und Nötige auf einen Handkarren geladen, und dann brachte uns mein Vater durch das zerbombte, brennende Städtle hinaus in den Wald Richtung Münstertal. Dort kannte er eine Hütte, nur diesen Ort kannten andere auch. Also weiter zur nächsten Hütte, aber die war ebenso voll mit Menschen. Sonst gab es keine mehr, deshalb blieben wir auch dort. In der Hütte gab es einen Ofen. Man konnte also heizen. Brennholz gab es rundum genug. Eine ältere Frau hatte die Aufgabe, bei Fluglärm sofort Salz ins Feuer zu streuen, damit kein Rauch mehr aufstieg und so die Hütte für die Flugzeuge kenntlich machte.

Nach längerem Hüttenaufenthalt - die Zeitdauer weiß ich nicht mehr - gingen wir wieder zurück in unser Haus in der Innenstadt. Dann machte ein Gerücht die Runde, dass alle Einwohner evakuiert würden. Es gab eine helle Aufregung, die einen sagten Richtung Schwäbische Alb und die anderen Richtung Bayern, nur weg von der französischen Grenze. Mein Vater war über den Sender Beromünster bestens informiert und sagte, es sei schon zu spät. Die Franzosen seien schon Im Anmarsch.

Es war am 23. April 1945, als sich der Ausspruch wie ein Lauffeuer verbreitete: "D' Franzose komme!" Zurückblickend war es wohl sehr hart. Nur wir Kinder hatten keine Angst. Für uns Kinder war es ein besonderes Ereignis. So war auch die Meinung meiner Schulkameraden. Wir hatten trotzdem in Staufen eine schöne Kindheit. Am 22. April 1945 hörte man die Kunde, die Franzosen seien schon in Krozingen. Der Ortskommandant von Staufen befahl die Sprengung der Neumagenbrücke, damit die Franzosen nicht in die Stadt eindringen könnten. Was keiner wusste, dass in der Nacht der Bürgermeister und ein Landwirt auf Umwegen nach Krozingen gelangten und von dort mit einem französischen Auto zum französischen Oberkommandierenden nach Offnadingen gebracht wurden, wo dann nachts um 1 Uhr die Stadt Staufen ohne Blutvergießen übergeben wurde.

Am 23. April näherte sich ein französischer PKW, die SS-Posten wurden erschossen und die Brückenwache durch die Franzosen überrascht» Sie haben ihnen die schon brennenden Zündschnüre aus der Hand gerissen und die Soldaten gefangen genommen. Am 23. April 1945 mussten auf Befehl der einrückenden Franzosen alle drei Kirchturmglöcken läuten.

Als die Franzosen einmarschierten, standen wir Kinder in vorderster Front und sahen unzählige Fahrzeuge, besonders viele Jeeps, die einrollten. Zum ersten Mal sahen wir schwarze Menschen. Sie schauten uns mit großen rollenden Augen an. Die Besatzer waren da, und wir Kinder hatten unsere erste Schokolade und Weißbrot»

Einfach irgendwohin verreisen, ging auch nicht mehr. Wir waren französische Besatzungszone. Wollten wir zu meiner Oma und zu meinen Verwandten nach Pforzheim, ging das auch nicht mehr. Pforzheim gehörte zum amerikanischen Sektor.

Unsere Schule begann auch irgendwann mal wieder. Wir waren total verlaust. Es gab keine Seife, kein Shampoo etc. Meine Banknachbarin in der Schule kam nicht mehr. Sie war beim Versuch, aus ihrem brennenden Haus zu flüchten, durch eine Phosphorbombe verbrannt. Viele Spielgefährten waren tot. Ebenso erfuhren wir, dass das Lebensmittelgeschäft, in welchem wir noch kurz vor dem Großangriff am 8. Februar einkauften, dem Erdboden gleich war. Die erste Bombe, die fiel, galt diesem Haus. Die Familie kam ums Leben, bis auf eine Tochter, die man später lebend unter den Trümmern fand. Um sie zu befreien, musste man ihr unter den Trümmern einen Fuß amputieren. Im Keller dieses Hauses und im Keller eines gegenüberliegenden Gasthauses war eine große Funkzentrale der SS, was aber zuvor niemand wusste. Die Alliierten bombten gezielt auf diese Häuser, wobei aber auch viele Bomben ihre Ziele verfehlten.

Man könnte noch über die Zeit der Besatzung, des "Harnsterns" etc. weiter erzählen. Langsam ging es aufwärts. Jeder freie Flecken zwischen den Trümmern wurde für die Anlegung eines Gärtchens genutzt. Man spuckte in die Hände und packte an. Auch wir Kinder mussten kräftig mithelfen. Trotzdem hatten wir, so sei nochmals festgestellt, eine schöne Kindheit.

Margarete Rösch